

DAS

Aus Wien erreicht uns die Meldung der Tourismusbehörden, dass man zur Belebung des Geschäfts gedenkt, das Klischee des morbiden Wiens mit Friedhofsausflügen und Führungen durchs Bestattungsmuseum zu beleben. Ein schöner Steilpass für unsere Idee, zwei Autoren über das Gleiche schreiben zu lassen. Uns geht es dabei nicht

VON URS MANNHART

Ein Mann, der aussieht wie die Lösung handfester Probleme, breitschultrig und gross, begrüsst die Gäste der Kremationsfeier mit kräftigem Händedruck, weist ihnen den Weg in die richtige Abdankungshalle und nimmt einem jungen, verlegen für einige Momente aufs Kaugummikauen verzichtenden Autokurier einen üppigen Blumenkranz ab, dessen Schleife bedruckt ist mit den Worten: «Unvergesslich!». Die Bibel und zahlreiche Zettel in der einen, das metallene Kreuz in der anderen Hand, erscheint der Geistliche. Im Umfeld der Schwarz tragenden Trauernden ist sein violetter Überwurf von wohltuender Leuchtkraft – mit der Schwärze seiner Hornbrille nimmt der Priester die bedrückte Stimmung aber souverän auf. Sein ganzer Auftritt, sein langsames, sorgfältiges Sprechen vermittelt das Gefühl, das Unausweichliche habe durchaus seine Richtigkeit. Fehlende Empathie wird dem Priester niemand vorwerfen, denn es finden in der Städtischen Feuerhalle Wien täglich und im Stundentakt fünf bis zehn Kremationsfeiern statt. Kern einer solchen Kasualie ist die Absenkung des Sargs: Wenn die den Toten ehrenden, die Hinterbliebenen tröstenden Worte gesprochen sind, drückt der Geistliche auf einen Knopf, um eine leise vernehmbare Maschinerie in Gang zu setzen. Mit allerhand Hydraulik wird dem Verstorbenen ein letztes Mal der Boden unter den Füßen weggezogen; unwiederbringlich versinkt der Sarg in der Düsternis unterweltlicher Sphären und wird dort sogleich dem hauseigenen Hochleistungssofen übergeben.

Wen derartige Zeremonien zu arg an Höllenfeuer und Purgatorien gemahnen, dem sei das beiläufige Beiwohnen einer Erdbestattung anempfohlen. Da auf dem Zentralfriedhof, der fast drei Millionen liegenden Gästen Platz bietet, mehrmals stündlich eine Bestattungsfeier beginnt, ergeben sich dort vor oder nach einem Spaziergang durch die grabgeschmückte Parkanlage zahlreiche Möglichkeiten, in der Nähe eines sargfreundlich umgebauten Volkswagens auf den nächsten Leichenzug zu warten. In der Regel dauert es nur Minuten, bis sich in der Aufbahrungshalle zwei Flügeltüren öffnen, die schwarz und silbern uniformierten Engel der Bestattung Wien in Erscheinung treten und ein Leichnam, sorgsam zugedeckelt und umschlossen von hellem Holz, die letzte Reise antritt. Die sprachlos ihren Dienst ver-

DUELL

darum, zu erfahren, wer im Duell wen mit der Feder erledigt. Vielmehr wollen wir prüfen, was zwei Autoren mit der Ausgangslage, einem Wiener Begräbnis beizuwohnen, anzufangen wissen. Der Schweizer Urs Mannhart und der Österreicher Benedikt Narodoslawsky beweisen, dass Subjektivität im Journalismus eine Qualität sein kann.

VON BENEDIKT NARODOSLAWSKY

Um es auf Wienerisch zu sagen: Berta hat sich den Holzpyjama angezogen. Sie bettet sich in die Grabgruppe 9. Dort, im Osten des Wiener Zentralfriedhofs, decken sie zwei Totengräber mit Erde zu. Im Alter von 91 ist Berta dem Leben entschlafen, «schöne Leich» ist sie am Ende keine geworden: ein schlichter Sarg, zehn Trauergäste, ein paar Blumen, statt Streichern spielt die Abschiedsmelodie der Wind – ein pompöses Begräbnis, wie es der Wiener liebt, sieht anders aus. Als der letzte Gast das Grab verlässt, legen die Totengräber die Spaten weg und holen den Bagger. Geht schneller so. Die Show ist vorbei.

Der Tod hat in Wien Tradition: Sigmund Freud ersann hier den «Todestrieb». Das «Wienerlied», dreht sich neben Wein, Weib und Wien vor allem ums Sterben. Und gross inszenierte Abtritte gehören zum Kulturgut der Kaiserstadt. «Das österreichische Leben hat eine Entschädigung: die schöne Leich», raunzte einst der Satiriker Karl Kraus auf Papier. Heute liegt er nur wenige Schritte von Bertas Bleibe, in Gruppe 5, Reihe 1, Nr. 33, von Efeu überwuchert, ein grauer Grabstein so grob wie sein Urteil.

«Schöne Leichen» hat er schon viele gesehen, der Leopold, 73 Jahre alt. «Das Falco-Begräbnis war imposant», erinnert sich der Pensionist. 1998 sahen tausende Menschen, wie Rocker in Lederjacken und Bluejeans Österreichs einzig echten Popstar zu Grabe trugen. Unter jenen, die Falco die letzte Ehre erwiesen, war auch Wiens legendärer Alt-Bürgermeister Helmut Zilk – zehn Jahre später selbst eine «schöne Leich»: Vier Pferde karren die Kutsche zu seinem Ehrengrab am Zentralfriedhof, an seiner Seite Sargträger mit Napoleonshüten. Angeführt von einer Gardekompanie, zog der Trauerkondukt an 3000 Menschen vorbei, die bei Nacht und Regen mit brennenden Fackeln Spalier standen. Leopold war dabei. Er sagt: «Auch die Reden bei den Begräbnissen von Prominenten sind immer so geschliffen. Das hört sich toll an.»

Jede Woche kommt er in den Zentralfriedhof im südlichen Stadtteil Simmering. «Für mich ist das wie in die Kirche zu gehen. Ich nehme hier

richtenden Bestatter verstehen es, auch einen schweren Sarg zu tragen, ohne eine Hand zu gebrauchen – alles Gewicht lastet auf den wenigen Quadratzentimetern vierer Schultern und sorgt mitunter für schmerzverzerrte Gesichter. Wenn die Bestatter gemessenen Schrittes ihre Last dem blumenkranzbeladenen Leichenfahrzeug übergeben haben, intonieren die Bestattungsmusiker ein nächstes Stück: Mit Posaune, Tuba, Klarinette, Banjo und Schlagzeug beginnt die Combo einen tragenden, depressionsresistenten Klassiker und schlägt damit eine akustische Schneise ins stille Totenfeld, in welcher der Leichenzug dahingehen kann wie einst Moses durch den Korridor eines partiell trockengelegten Meeres.

Auf dem Zentralfriedhof kann sich der letzte Weg in die Länge ziehen – die drei Aufbahrungshallen liegen bis zu zwei Kilometer von den hin tersten Grabreihen entfernt. Aber das Repertoire der beherzt aufspielenden Leichenmusiker ist gross, und unterwegs lässt sich allerhand beobachten: Da ist der arbeitsscheue Friedhofsgärtner, der am Rand einer Gruft Haselnüsse auf eine Linie legt, die Schalen mit präzisen Schlägen der Hand-schaufel knackt und sich die nahrhaften Kerne eilig wie ein Eichhörnchen in den Mund steckt. Da ist die Frage, ob es etwas zu bedeuten hat, wenn auf jenem Grab Brennesseln wachsen, auf diesem knallrote Erdbeeren. Da ist der beliebte Graveur, der rittlings auf einem Grab hockt und zufrieden ein belegtes Brot verdrückt.

Hat der Leichenzug die vorbestimmte Grube erreicht, so empfiehlt es sich, am Rand eines benachbarten Grabes Platz zu nehmen wie an der Bettkante eines alten Freundes, um zu erleben, wie die Worte des Priesters, erfasst vom böigen Wind, in den Himmel gehoben werden oder sich verfangen im Astwerk der nächstbesten Baumkrone.

Anschliessend an eine Bestattungsbeobachtung und erfüllt von einer belebenden Melancholie liegt nichts näher als der Wunsch, noch bis in die späte Dämmerung hinein durch den auf angenehmste Weise totlangweiligen Park zu flanieren. Dabei gilt es zu beachten, dass der friedhofeigene Rot-wildbestand immer wieder Jäger anlockt, die im Sichtschutz der Grabsteine ihrer Beute nachstellen. Am Würstelstand gleich beim Haupteingang ist die Gefahr, von einer Schrotladung getroffen zu werden, bedeutend geringer.

Kontakt mit den Verstorbenen auf.» Ob es einen Gott gibt, kann Leopold nicht sagen. Aber an ein Weiterleben in der Erinnerung, an das glaubt er fest – und die Gräber ringsum sind seine Zeugen. «Im Wiener steckt das so drinnen», sagt er. «Dass der Tod nicht das Endgültige ist.»

Dann zückt er sein Handy und spielt Grabinschriften vor, die er ins Mobiltelefon diktiert hat. «Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar», tönt Leopolds schwermütige Stimme aus der Konserve. «Der ist auch gut», sagt der Friedhofsfreund und spielt das nächste Sprüchlein vor. Am schönsten findet er das lange Gedicht, in dem ein Vater den Tod seines Sohnes beweint. Leopold labt sich am starken Gefühl der Vergangenheit.

Der Zentralfriedhof ist so etwas wie das Zentrum des morbiden Wiens, Andrea Rauscher nennt ihn «die Stadt der Toten». Flächenmässig sei er zwar nur Europas zweitgrösster Gottesacker, sagt die Kommunikationsbeauftragte der Bestattung und Friedhöfe Wien GmbH, aber einwohnermässig übertrumpfe der «Zentral» alle anderen am alten Kontinent: Hier verwesen drei Millionen Leichen auf 2,5 Quadratkilometern, einer so grossen Fläche, dass darauf Autofahren erlaubt ist. Zwei Jahrzehnte arbeitet Rauscher schon am Friedhof, beim Begräbnis von Bundespräsident Thomas Klestil, der 2004 kurz vor seiner Amtsübergabe starb, hat sie unter anderem Arnold Schwarzenegger und den norwegischen Prinzen erspäht, «das war schon nett anzuschauen». Geld für die «schöne Leich» würden die Wiener heute aber seltener ausgeben. Oft sind die Begräbnisse à la Berta. «Die Leute sind egoistischer geworden», sagt Rauscher. «Sie denken sich: Bevor ich 1000 Euro für einen Leichenschmaus ausgeb, setz ich mich in den Flieger und mach Urlaub.»

Dass der Hang zum Tod in Wien schwindet wie der katholische Glaube im Land, lässt sich auch an der Totenindustrie ablesen, die sich entlang des Friedhofs breit macht. Grabanlagen Rudrich, Steinmetzbetrieb Stockerer, Fötschl blüht – die Liste der Betriebe, die mit dem Tod ihr Geschäft machen, ist lang. Noch. «Wo jetzt die Autohäuser stehen, standen früher Gärtnereien», sagt Rauscher. Es sind Beobachtungen, die nichts weniger verheissen, als dass die «schöne Wiener Leich» in Lebensgefahr gerät.